

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 41 (1961-1962)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Vier Briefe  
**Autor:** Hesse, Hermann  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-161208>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 06.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Vier Briefe

HERMANN HESSE

*Einem Freund in Schwaben*

Herbst 1960

Lieber Freund O. E.

Hoch sei es Ihnen angerechnet, daß Sie, noch im Feuer schweren Leidens stehend, mir diesen guten und letzten Endes doch tröstlichen Brief geschrieben haben.

Die gelegentlichen Anpöbelungen oder Verhöhnungen durch literarische Halbstarke nehme ich nicht so ernst. Man ist in jungen Jahren grausamer als später, auch ich habe einst mich über manches ehrwürdige Haupt schonungslos lustig machen können, wenn auch nicht öffentlich. Meng Hsiä sagt in solchen Fällen: «Knabe hat alten Kerl mit Dreck beworfen. Alter Knabe bürstet sich den Rock.» Und dann ist ja etwas an der Kritik der Avantgardisten richtig: ich habe mich zwar stets um eine anständige Form bemüht, habe auch manche nur einem Spieltrieb folgende Künste geübt, im großen ganzen aber war mir doch beim Schreiben das Was etwa ebenso wichtig wie das Wie, und diese Einstellung ist jedem reinen Artisten ein Greuel, er schwöre nun auf Mallarmé, auf George oder auf die Surrealisten. Ich habe immer neben dem Spieltrieb und Künstler-Ehrgeiz noch andre Anliegen gehabt, man kann sie religiöse oder psychotherapeutische oder wie immer nennen, ich habe schon früh die abendländische Untergangsstimmung gewittert und habe mich, da es mir nicht immer gelang den Kopf in den Sand zu stecken, immer wieder zu den Weisheiten und Lebenslehren hingezogen gefühlt, die uns vom Altertum und vom Orient her überliefert sind.

Ihr Brief an mich ist die Frucht eines schweren und noch andauernden Leidens, dadurch bekommt Ihr tapferes Bekenntnis sein Gewicht. Sie bekennen sich, wie alle Erwachten, zu Buddhas Lehre vom Leiden als Kern des Lebens, vermissen bei ihm aber die Anerkennung des zarten Einschlags von Schönheit und Freuden im Gewebe. Indische Buddhagelehrte würden darüber lächeln, ich aber stimme Ihnen lebhaft zu, denn ich denke wie Sie: «Man soll vom Leben nichts unterschlagen, auch seine erfreulichen Gaben nicht.» Wir Kinder, wir hören es gerne.

Möchten Sie durchhalten, und möchte das Leben Ihnen noch oft seine freundlichere Seite zeigen!

*An einen Seminaristen als Antwort auf einen Brief, in dem er kritische Gedanken über die Unzulänglichkeit der Sprache äußerte*

Herbst 1960

Sie schreiben mir in Ihrem Brief, den ich mit voller Teilnahme gelesen habe, die Sätze: «... Ein Auto fährt im Sonnenschein. Es wirft einen Schatten auf den Straßenrand. Beschleunigt der Fahrer, folgt der Schatten schneller, verlangsamt er, folgt der Schatten langsamer. Immer entsprechen sich Auto und Schatten», und fahren dann fort: «Welche Unwahrheit!»

Sie haben damit einen ersten Schritt in die Probleme der Erkenntniskritik und der Sprachkritik getan, und das ist das Schöne und Fruchtbare an Ihrem Gedanken. Natürlich sind Sie nicht der erste, der entdeckt hat, daß die Schatten der Dinge ungeheuer wandelbar sind. Sie ändern nicht nur Umriß und Proportionen, sie ändern auch die Farbe, sie wechseln tausendfach den Grad ihrer Helligkeit und ihrer Tiefe. Die Maler haben sich damit viel beschäftigt und im Lauf der letzten paar Jahrhunderte ihre Schattenstudien recht weit getrieben. Und der Philosophie ist das Trügerische und Fragwürdige der Erscheinungswelt, ihre Wandelbarkeit und Hinfälligkeit ebenfalls nicht verborgen geblieben, die Inder haben darüber schon lang vor Buddha und die Griechen mindestens seit Heraklit schon nahezu alles gewußt.

Es bleibt also fraglich, ob Ihr Gedanke über das Auto und seinen Schatten ein völlig neuer sei. Aber der erste Blick, zu dem ein Neugeborener die Augen aufschlägt, das erste Schrittchen, das er wagt, die erste Ahnung vom Schönen, die in einem kleinen Knaben beim Entdecken der Spiegelbilder im Wasser oder beim Erlauschen des Orgelspiels in einer nahen Kirche erwacht, das erste Entzücken eines werdenden Dichters über die Möglichkeit, mittels der Sprache Musik zu machen — diese und andre Erlebnisse und Entdeckungen sind alle schon vorher von tausend Vorgängern erlebt und entdeckt worden, und verlieren dadurch nicht das mindeste an Wert und Wucht und schöpferischer Aktivität. So, denke ich, ist es auch mit Ihrem Gedanken über den Schatten. Wichtig für seine Bewertung ist nicht, ob er etwa auch vor Ihnen schon gedacht worden sei, sondern daß er Ihnen zum erweckenden Erlebnis wurde.

Soweit stimme ich Ihrem Briefe zu. Nicht zustimmen kann ich der Folgerung, die Sie aus Ihrem Gedanken ziehen. Sie meinen, die Sprache sei doch jämmerlich arm und unzulänglich, da sie für ein Ding wie den immerzu sich verändernden Schatten nur ein einziges Wort habe. Sie meinen, es müßte uns für jede Form, jede Farbe, jede Dichte oder Dünne des Schattens ein Name, eine Vokabel zur Verfügung stehen. Diese Forderung an die Sprache würden Sie gewiß gern zurücknehmen, wenn Sie etwa im Französischen oder Englischen statt der Vokabel «Schatten» deren tausend oder eine Million lernen müßten. Nein, die Sprache hat zwar bei Adam damit begonnen, daß er jedem Tier und jedem Baum des Paradieses einen Namen gab, aber sie ist ja bei die-

sem Vokabular von Namen, von Substantiven, nicht stehen geblieben, sondern hat allerlei hinzu gelernt. Wenn Sie nebst den Substantiven noch die Adjektive und Verben samt der Syntax zu Hilfe nehmen, können Sie dem Wandel Spiel des Schattens schon ein gutes Stück weiter gerecht werden. Suchen Sie sich einmal ein paar Sätze naturbeschreibender Art bei einem deutschen oder englischen Dichter der Zeit um 1700 heraus und vergleichen Sie sie mit einem Text ähnlichen Inhalts von 1900 oder von heute, so werden Sie sehen, daß die Sprache in kurzen zwei Jahrhunderten sich unendlich und nicht erfolglos um Differenzierung bemüht hat. Ich meine allerdings die Sprache der Dichter, nicht die der Kaufleute.

Was Ihnen an der Sprache mangelhaft und im Grunde erbärmlich erscheint, die Begrenztheit ihrer Ausdrucksmittel, das gerade ist für den Dichter der große Anreiz zu seinen Bemühungen und Spielen. Mit der komplizierten Maschinerie einer Fabrik irgendeinen Gebrauchsgegenstand herzustellen ist leicht; mit seinen beiden Händen und ein paar Hölzchen aus Ton einen Kopf zu modellieren, ist schwer. So hat die Sprache sich für Physik und Chemie, für Politik und Industrie immer neue, zum Teil sehr rasch veraltende Vokabulare geschaffen, für den Dichter aber gibt es diese Art Wörterbücher (mit tausend Benennungen für «Schatten») nicht, er kann die Sprache nicht als normierte Apparatur benutzen, sondern muß mit ihr ringen, Bündnisse mit ihr schließen, ihr schmeicheln, ihr trauen und mißtrauen, kurz: mit und in ihr leben und atmen.

«Unsre Sprache taugt nicht viel», sagen Sie, und das ist ebenso richtig oder falsch wie wenn man sagt: der Mensch taugt nicht viel. Es ist erschreckend richtig und ist wohltuend falsch. Es wird mir und wird Ihnen nichts schaden, über diese Widersprüche und Ambivalenzen nachzudenken.

### *Über zwei Bücher*

*Aus einem Brief an W. K.*

Herbst 1960

Zum hundertsten Geburtstag von Christoph Schrempf, dem «schwäbischen Sokrates», erschien im Stuttgarter Verlag Frommann in zwei starken Bänden eine Auswahl aus seinen Schriften unter dem Titel «Von der Religion zum Glauben». Der berufene Mann für die Auswahl und das Nachwort ist Otto Engel, Schüler und treuester Freund des redlichen und eigensinnigen Denkers, dessen Weg — immer ein Weg zu Gott — vom Pietismus zur Theologie und wieder aus ihr hinaus, zum Dienst in der württembergischen Kirche und wieder aus ihm hinaus, durch schwerste Kämpfe und Verzweiflungen zur Freiheit eines ebenso radikalen wie frommen Denkers und zum Glauben eines allen dogmatischen Bindungen entronnenen Einzelgängers geführt hat. Es war ein

schwerer und tapferer, oft bitterer Weg, ein kühnes, aufrechtes, gewagtes Leben, dessen Früchte, soweit sie nicht in den Schriften vorliegen, großenteils im Verborgenen gereift sind und weiterwirken, denn er war nicht nur Redner und Schriftsteller, er war auch Lehrer, Ratgeber, Seelsorger und sokratischer Freund einer stillen Gemeinde, zu der die besten Schwabenköpfe dreier Generationen gehört haben. Der Mann, der einst als junger Pfarrer die Kirchenbehörde und die Orthodoxen seiner Heimat erschreckt und entsetzt hatte durch seinen temperamentvoll dramatischen Austritt aus Kirchendienst und Kirche, ist im Lauf seines langen und gesegneten Lebens ein weiser Vater und Lehrer geworden, ohne bis zuletzt seine beunruhigende, weckende, mahnende Kraft zu verlieren.

Das chinesische *Zen*, jene ganz auf Praxis, auf Seelendisziplin gerichtete Form, die der aus Indien nach China gelangte Buddhismus dort angenommen hat, ist seinem Wesen nach, sehr im Gegensatz zum indischen, eigentlich der Literatur, der Spekulation, der Dogmatik und Scholastik durchaus abhold. Man könnte sagen, indischer und chinesischer Buddhismus verhalten sich zu einander wie Sanskrit zu Chinesisch. Dort eine Sprache der indogermanischen Art, Werkzeug eines differenzierenden, gelehrten, abstrakten Denkens, auch einer blühenden Scholastik, hier im Osten aber eine bildkräftige, lockere, auf die meisten der uns geläufigen grammatischen Feinheiten und Knifflichkeiten verzichtende Sprache, eine weitherzige, keineswegs eindeutige, deren Worte eher Bilder oder Gebärden als Worte in unserem Sinne sind. Nun, trotzdem hat auch das Zen eine Art von Literatur entwickelt, und in diesem Jahr 1960 hat es sich ereignet, daß eins ihrer ehrwürdigsten Bücher (vielmehr vorerst nur ein Drittel des Ganzen) in einer Verdeutschung erschienen ist, die ihren Verfasser, Wilhelm Gundert, mehr als ein Dutzend Jahre gekostet hat. Das Buch *Bi-YAEN-LU, Meister Yüan-Wu's Niederschrift von der smaragdenen Felswand*, ist zu Anfang des 12. Jahrhunderts entstanden und ist eine Sammlung von hundert Anekdoten und Aussprüchen bedeutender Zen-Meister samt auf sie gedichteten Hymnen und über sie verfaßten Erläuterungen. Von den 100 «Beispielen» gibt Gunderts Übersetzung die ersten 33. Das Werk erschien im Verlag Hanser, München.

Dies höchst merkwürdige Werk ist etwas wie eine zenbuddhistische Summa, nicht aber im Sinn einer Dogmatik, sondern in dem eines geistlichen Übungsbuches. Anhand von Aussprüchen berühmter Lehrer und Patriarchen wird den Novizen und Mönchen vorgeführt, auf welche Art dieser oder jener ihrer Vorgänger das Ziel erreicht hat, nämlich die Erleuchtung, das Innewerden der Wirklichkeit, die nicht als etwas Statisches, sondern etwa wie das Zucken eines Funkens zwischen zwei Polen vorzustellen ist, dem Pol Samsara, der vollen bunten Erscheinungswelt, und dem Pol Nirvana, der absoluten Leerheit und Erlöstheit. In den meisten dieser Beispiele aus der Praxis der Meister stellt ein

Schüler eine Frage, die der abendländische Leser nicht selten verstehen kann, während die Antwort des Lehrer uns vor lauter Rätsel stellt, übrigens des öfters nicht aus Worten, sondern aus einer Gebärde oder Handlung besteht, und gar nicht selten ist diese Handlung eine Ohrfeige oder ein Stockhieb. Diese Beispiele, um 1100 aus der Überlieferung mehrerer Jahrhunderte aufgezeichnet, sind noch heute, 800 Jahre später, ein klassisches Lehrmittel der Zen-Lehrer. Daß wir sie jetzt deutsch lesen können ist schon viel, denn jedes Beispiel enthält die Anregung zu staunender Versenkung. Daß wir sie, darüber hinaus, in ihrem Wesentlichen auch verstehen können, ist Gunderts Verdienst, der nicht nur das Wagnis der Verdeutschung unternommen, sondern die Texte auch mit wunderbarer Einfühlung und inniger Vertrautheit mit dem Geist Ostasiens erläutert hat. Auch so noch ist es kein Buch, das man schlechthin «lesen» könnte; man muß sich in seinem Dickicht Zoll um Zoll vortasten, oft wieder umkehren, und bei mancher Umkehr zeigt uns auf einmal der Text ein ganz andres Gesicht.

Sie sehen, lieber Freund, es ist ein sehr fremdartiges, kompliziertes und schwer zugängliches Werk, von dem ich Ihnen erzähle. Es ist eine Nuß mit drei- und vierfacher, recht harter Schale. Der normale, durchschnittliche Zeitgenosse wird nun vielleicht sagen, das alte Indien, das alte China, das Nirvana und das Zen seien erledigte Dinge, und der Rückgriff auf sie, also auch das Übersetzen und das Studieren dieses Werkes aus dem fernöstlichen Mittelalter sei unnütz, sei historische Schatzgräberei oder romantische Spielerei.

Darauf ließe sich zunächst antworten, daß ja das Zen noch heute in Japan ebenso existiert und praktiziert wird wie bei uns das Christentum, daß ferner die Lehre des Shakyamuni in ihren verschiedenen östlichen Ausformungen nicht nur Schopenhauer und seine Jünger fasziniert, sondern auch das intensive Interesse des heutigen Abendlandes gewonnen hat, daß die Vorträge und Bücher heutiger Zen-Buddhisten, obenan die von Suzuki, in Europa und Amerika größte Aufmerksamkeit finden, ja daß es leider schon so etwas wie eine Zen-Mode gibt.

Es ließe sich aber auch etwas erinnern, was der im Denken fortschrittlichste und unerschrockenste deutsche Dichter unsrer Zeit, Gottfried Benn, im «Ptolemäer», einer seiner letzten Dichtungen, gesagt hat. Es ist dort von Benns Lieblingsthema, dem Niedergang und kommenden Untergang der weißen Rasse, die Rede. «Das kommende Jahrhundert», heißt es da, würde nur noch zwei Typen zulassen, zwei Konstitutionen, zwei Reaktionsformen: diejenigen, die handelten und hochwollten, und diejenigen, die schweigend die Verwandlung erwarteten — Verbrecher und Mönche, etwas anderes würde es nicht mehr geben. «Die Orden, die Brüder werden vor dem Verlöschen noch einmal auferstehen. Ich sehe an Wassern und auf Bergen schwarze Kutten wandeln in stillem, in sich gekehrtem Gang. Jenseits der Gegensätze von Erkennen und Erkanntem, außerhalb der Kette von Geburt und Wiedergeburt... und in

einem stummen, gefaßten Tat twam asi — auch das bist du — wird sich die Vereinigung mit der verlorenen Dingwelt vollziehen.»

Und Benn ist nicht der einzige Seher und Prophet dieser Art. Worin auch wäre der schon beinah zur Mode entartete Durst nach Lotos, nach Nirvana, nach Zen begründet, wenn nicht in der bangen Ahnung kommender Untergänge und Wandlungen und in der Bereitschaft der nicht zu Tat und Verbrechen Begabten oder Gewillten, sich in das Jenseits der Gegensätze zu begeben?

*An einen alten Leser*

Lieber Herr Schulz

Herbst 1960

Ihr Brief war willkommen und wurde genau gelesen. Er kam grade in die Pause zwischen zwei Pflichtarbeiten.

Sie wissen, daß ich Ihnen im großen ganzen zustimme. Zu Ihrem Thema fällt mir noch ein: die Weltgeschichte wird im wesentlichen von den Primitiven und Jungen gemacht, die besorgen das Vorwärtstreiben und Beschleunigen, im Sinn von Nietzsches etwas theatralischem Wort «Was fallen will, soll man auch noch stoßen». (Er, der Hochsensible, hätte nie einem alten oder kranken Menschen oder Tier diesen Stoß versetzen können.) Es bedarf aber, damit die Geschichte auch Friedensinseln behalte und erträglich bleibe, immer auch des Retardierens und Konservierens als Gegenmacht; diese Aufgabe fällt den Kultivierten und Alten zu. Mag nun der Mensch, den wir uns denken und wünschen, andre Wege gehen als die unsrern und zur Bestie oder Ameise sich entwickeln, so bleibt es eben unsre Aufgabe, diesen Vorgang möglichst zu verlangsamen zu helfen. Unbewußt lassen sogar die militärischen Mächte in der Welt diese Gegentendenz gelten, indem sie — wenn auch täppisch genug — neben den Rüstungen und Propaganda-Lautsprechern ihre Kulturbetriebe pflegen. Aber genug für diesmal.

Herzliche Grüße!